



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Beckmann, Gustav: Der Kampf um die Adria : eine historisch-politische  
Studie

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Der Kampf um die Adria

Eine historisch-politische Studie von Gustav Beckmann



Wie sich das Theatrum Europaeum zum Welttheater erweitert hat, das dürfte wohl als das hervortretendste Merkmal der politischen Geschichte der letzten zehn Jahre zu betrachten sein. Freiheits- und Einheitskämpfe europäischer Völker gaben dem neunzehnten Jahrhundert, wenn sie es auch nicht ausschließlich beherrschten, doch die dauernde Signatur: heute ist man fast versucht, sie als querelles européennes zu bezeichnen, so sehr sind Machtbestrebungen und Völkergegensätze an ihre Stelle getreten, die den ganzen Erdball umspannen.

In Asien steigt aus dem mongolischen Völkerstoß eine neue Macht empor und wirft in leichtem Kampf den alten chinesischen Kulturstaat zu Boden. Aber schon bei diesem ersten Schritt auf die Weltbühne stößt das japanische Inselreich auf den Widerstand europäischer Interessen und muß vor ihm die Kampfesbeute fahren lassen, die schon sein eigen war. Die folgenden Jahre sehen die territoriale Festsetzung Europas zum größten Teil gerade auf dem Gebiete, das sich Japan erkämpft zu haben glaubte, und auch die gemeinsame Aktion gegen die chinesische Nationalpartei der Boxer endet mit dem Ergebnis, daß die am meisten im Nordosten Asiens engagierte europäische Macht, daß Rußland seine Stellung am Stillen Ozean durch neue umfangreiche Annexionen zu sichern sucht, dadurch aber den Gegensatz gegen Japan zu einem auf friedlichem Wege unlöslichen macht. Und wieder einige Jahre später schon ist der Entscheidungskampf zwischen den beiden Mächten entbrannt, ein Kampf, worin Rußland in Wahrheit den Kampf Europas, England einbegriffen, gegen Asien kämpft.

In Amerika recken zu derselben Zeit die Vereinigten Staaten ihren jungen Riesenleib. Ebenso leicht wie das aufsteigende Japan gegenüber dem erstarrten China, aber nicht wie jenes um den Erfolg ihrer Siege betrogen durch das Eingreifen europäischer Mächte erkämpfen sie sich im Kriege mit Spanien den nötigen Ellbogenraum für die Ausführung großangelegter Pläne. Indem sie die älteste europäische Kolonialmacht ihrer letzten außereuropäischen Besitzungen berauben, sichern sie sich den Ausgangs- und den Endpunkt einer Etappenstraße, die vom amerikanischen Gestade des Atlantischen zum asiatischen Gestade

des Pazifischen Ozeans führt: erst seit keine fremde Macht mehr — das britische Jamaika kommt hier kaum in Betracht — dem künftigen Eingangstor Amerikas nach Asien, dem Kanal von Panama, vorgelagert ist, steht dieses dem expansionslüsternen amerikanischen Freistaat zu unbegrenzter merkantiler und militärischer Verfügung, und erst seit auf den Philippinen das Sternenbanner weht, haben seine pazifischen Besitzungen Hawaii, Tutuila und Guam ihre wahre Bedeutung erlangt als die Stützpunkte für die Fahrt, die die Handels- und Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten von San Francisco sowohl als durch den Kanal von Panama an die Küste Asiens führen wird. Wie Europa so greift auch Amerika mit seinen Fangarmen nach Ostasien hinüber, und schon konnte das Oberhaupt des großen amerikanischen Staatswesens als dessen Aufgabe im zwanzigsten Jahrhundert verkünden, den Stillen Ozean zu einem amerikanischen Meere zu machen. Welche Perspektiven! Asien wird von Europa und Amerika in die Mitte genommen und muß sich der Erdrückung nach beiden Seiten hin erwehren. Siegt Japan in dem Kampfe mit Rußland ob, dann bedeutet ihm allerdings für lange Zeit Europa keine Gefahr mehr, aber gewonnenes Spiel hat es noch nicht, solange es sich nicht auch der neuen amerikanischen Gefahr mit demselben Erfolg entledigt hat. Wird aber Japan doch noch von Rußland erdrückt, dann wird gerade der Stille Ozean mit Sicherheit dereinst einmal der Schauplatz sein, auf dem der Zusammenstoß europäischer und amerikanischer Interessen erfolgen wird.

In Afrika hat sich das britische Reich in dem schweren Kampfe mit dem holländischen Volksstamme im letzten Grunde die Offenhaltung des einen — und zwar des sichersten — der beiden Seewege nach Indien erstreiten müssen, auch dieses ein Kampf also, worin es sich nicht um territorialen Besitz allein und seine Reichtümer, sondern ebensosehr und noch mehr um die Weltmachtstellung eines europäischen Volks in den asiatischen Bereichen gehandelt hat.

Alle diese gewaltigen Evolutionen haben sich in der kürzesten Frist, in fast ununterbrochener Folge vor unsern Augen vollzogen. Scheinbar Grund genug zu der wohl schon geäußerten Meinung, das alte Europa habe in den Kämpfen des neunzehnten Jahrhunderts in der Hauptsache seine endgiltige Gestalt gewonnen, die europäischen Gegensätze verschwänden vor denen, die die eben gekennzeichnete Entwicklung der jüngsten Zeit erstehn läßt.

Und doch wäre diese Meinung ein Irrtum. Auch in Europa bestehn noch Völkerspannungen, deren Lösung von der Geschicklichkeit der Diplomatie oder der Schärfe des Schwertes erwartet werden muß. Gerade in dem abgelaufenen Jahre ist greller als je zuvor die Kluft beleuchtet worden, die sich seit geraumer Zeit schon sogar zwischen zwei äußerlich miteinander verbündeten Großmächten Europas aufgetan hat, nämlich zwischen der alten österreichisch-ungarischen Monarchie und dem jungen Nationalstaat Italien.

Zu Beginn des Jahres 1904 wurde die Welt in Aufregung gesetzt durch österreichisch-ungarische Militär- und Marineforderungen und italienische Kriegsinzichtartikel, die ihren Grund hatten in der immer deutlicher hervortretenden divergierenden Stellung beider Mächte zu dem künftigen Schicksal der albanesischen Küste der Adria; zu Ende des Jahres zeigte der Universitätsstreit in

Innsbruck, welche große Gefahr für das friedliche Nebeneinanderleben beider Staatswesen in dem Umstande liegt, daß gewisse Länder Österreichs zu einem mehr oder weniger großen Bruchteil von einer italienischen Bevölkerung bewohnt sind.

Damit sind zugleich die beiden Ursachen genannt, die dauernd den Gegensatz zwischen Österreich-Ungarn und Italien wachhalten. Auf der einen Seite sind es die nationalen italienischen Ansprüche auf den Besitz österreichischer Gebiete. Solange nicht Südtirol mit Trient, Istrien mit Triest, Dalmatien mit seinen Inseln und Küstenstädten Italien einverleibt sind, gilt für eine in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzende radikal-nationale Partei im italienischen Volke die Einigung Italiens noch nicht für vollendet. Doch vorläufig sind das Bestrebungen, denen eine sich ihrer Verantwortung bewußte italienische Regierung um so weniger Vorschub leisten wird, je mehr sie von dem Gefühl der völkerrechtlichen Unmöglichkeit durchdrungen ist, das Schicksal der italienischen Untertanen Österreichs zum Gegenstande diplomatischer Vorstellungen zu machen. Nur ein für Österreich-Ungarn unglücklicher Krieg mit Italien oder das so oft prophezeite Auseinanderfallen der alten habsburgischen Monarchie könnte diesen nationalen Wünschen der italienischen Patrioten Erfüllung verschaffen. Die andre Ursache der Spannung zwischen den beiden Staaten hat einen ganz andern Charakter. Die Rivalität Österreich-Ungarns und Italiens um den Besitz der albanesischen Küstenstädte ist, so sehr auch hier auf seiten Italiens angeblich nationale Beweggründe und Rechte geltend gemacht werden, doch in der Hauptsache eine Angelegenheit der Diplomatie und der äußern Politik: hier steht keine Einmischung des einen Staats in die innern Angelegenheiten des andern in Frage, hier kommt nicht der Wunsch nach Erwerb österreichischer Gebietssteile durch Italien in Betracht, hier handelt es sich vielmehr um das Gebiet eines dritten, auf das beide Mächte gleichberechtigte oder unberechtigte Ansprüche erheben, es harret hier die schwierige Frage der Lösung, welcher Macht in dem absehbaren Falle des Zusammenbruchs der osmanischen Herrschaft auf der Balkanhalbinsel die Küstenstädte Albaniens schließlich zufallen werden. Ganz anders also als im ersten Fall eine Angelegenheit, die zu den schwierigsten diplomatischen Auseinandersetzungen, und wenn anders kein Ausgleich gefunden wird, zur Anrufung der *ultima ratio regum* führen kann.

An der albanesischen Frage muß einmal das Verhältnis zwischen Österreich-Ungarn und Italien seine Probe bestehn. Aber gerade weil diese Probe bevorsteht, und weil ihr Ausfall ungewiß ist, ist Österreich vor allem schon aus strategischen Gründen gezwungen, seine Länder mit italienischer Bevölkerung, das Trentino und Istrien, fest in der Hand zu halten. Eine kriegerische Auseinandersetzung wegen Albaniens allerdings wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch über das Schicksal jener Gebiete, die heute schon ein Gegenstand der Entfremdung zwischen beiden Staaten sind, die Entscheidung bringen — falls nicht etwa im kritischen Augenblick wichtige Interessen eines Dritten Beachtung heischen.

Die Voraussetzungen der italienischen Ansprüche auf den Besitz der albanesischen Küste waren die nationale Einigung Italiens und der langsame, aber

unaufhaltfame Auflösungsprozeß der osmanischen Monarchie. Seit das geeinigte Italien, in das Konzert der europäischen Großmächte aufgenommen, an der Lösung der orientalischen Frage beteiligt ist, hat es nach dem Beispiel der übrigen Mächte begonnen, seinen Anteil an dem künftigen Erbe schon beizeiten mehr oder weniger deutlich zu reklamieren. Die Anschauung, daß die Adria von alters her ein spezifisch italienisches Meer sei, die Erinnerung an die einstige venezianische Herrschaft in den Seestädten Albaniens, die Stammverwandtschaft mit einem Teil der albanesischen Küstenbevölkerung, das alles sind Dinge, die das Aufkommen des Gedankens einer italienischen Expansion nach Osten begünstigen mußten. Hinzu kommt, daß nach dem Mißlingen des afrikanischen Abenteuers einer italienischen Ausdehnung fast überall enge Grenzen gesetzt sind, sodaß Albanien als das nächstliegende, ja, abgesehen von dem zweifelhaften Tripolis, als das einzig in Betracht kommende Ziel erscheinen muß; hinzu kommt ferner, daß bei der fortschreitenden Versandung des italienischen Ufers der Adria der Erwerb besserer Häfen, als sie die Ostküste aufweist, ein nicht gering anzuschlagender Gewinn für die Marine Italiens sein würde.

Aber diese Ansprüche stoßen notwendigerweise auf den Widerstand Österreich-Ungarns. Der habsburgische Kaiserstaat ist nicht in der Lage, einer Festsetzung Italiens an der albanesischen Küste gleichgiltig zusehen zu können, erstens nicht, weil dadurch seine Stellung als adriatische oder mittelländische Seemacht aufs schwerste gefährdet wäre, und zweitens nicht, weil von den albanesischen Städten aus, wenn sie einmal in italienischen Händen sind, die national-italienische Agitation gar leicht auf die Bevölkerung Dalmatiens und Istriens übertragen werden könnte. Verschärft wird der Gegensatz durch die Befürchtung der Italiener, daß Österreich-Ungarn seinerseits die Küstenstädte Albaniens eines guten Tags besetzen und dadurch seine Stellung in der Adria verstärken, das Gleichgewicht der beiden Mächte in ihr verrücken und den ursprünglich italienischen Charakter des Meeres noch mehr verwischen würde.

Dieser Widerstreit der Interessen sucht seine Lösung. Zunächst einigte man sich auf einen Notbehelf, das von Goluchowski und Visconti-Venosta im Jahre 1899 unterzeichnete sogenannte *protocol de désintéressement*, worin die Aufrechterhaltung des *status quo* in Albanien ausgemacht wurde. Doch war damit der Gegensatz nicht aus der Welt geschafft: seine Entwicklung steht im Zusammenhange mit der Entwicklung der orientalischen Frage. So wenig er in die Augen trat, wenn auf dem Balkan Ruhe herrschte, um so mehr mußte er sich geltend machen, wenn man auf dem Balkan an der Arbeit war. Und das ist der Fall, seit die Unruhen in Makedonien und in Albanien immer wieder das Eingreifen der europäischen Mächte forderten. Daß dabei neben Rußland Österreich-Ungarn zunächst beteiligt ist, ist den italienischen Politikern immer eine Quelle der Sorge und der Furcht. Fast alljährlich sieht sich seitdem der jeweilige Leiter der auswärtigen Politik Italiens zur Beantwortung von Interpellationen genötigt, die sich auf die angeblichen Anschläge Österreich-Ungarns auf Albanien und auf die geheiligten Interessen Italiens beziehen, und nicht etwa nur von radikalen Phantasten gingen diese Interpellationen in der Kammer und entsprechende Erörterungen in der Presse Italiens aus,

sondern eben so häufig von Männern, die zuvor in verantwortlicher Stellung der Leitung der auswärtigen Politik nahe gestanden hatten. Es ist begreiflich, daß auch der Minister selbst, bei aller Vorsicht, die er gebrauchte, zuweilen nicht umhin konnte, mit Nachdruck zu versichern, daß man keine Antastung der Rechte und der Interessen Italiens dulden werde.

Besonders dringlich schien vielen italienischen Politikern die Gefahr, seit sich im Jahre 1903 Rußland und Österreich-Ungarn zur Herstellung der Ordnung in Makedonien, wenn nötig mit Gewalt, geeinigt hatten, und man nunmehr mit der Möglichkeit rechnen mußte, daß Österreich-Ungarn im Verfolg seiner pazifikatorischen Aufgabe von seiner festen militärischen Stellung im Sandschak Novibazar aus in das albanesische Hinterland einrücken könnte. Damals soll der italienische Minister des Äußern in einem Interview offen die Hoffnung ausgesprochen haben, daß Italien bei der Wahrung seiner „Ansprüche, Rechte und Interessen am andern Ufer der Adria“ den Schutz und die Unterstützung Englands und Frankreichs finden werde. Damit wären die italienischen Ansprüche auf Albanien zum erstenmal in aller Offenheit von einer offiziellen Stelle zugegeben worden.

Kein Wunder, daß in der Folge das Gerede von Rüstungen — ob es nun berechtigt war oder nicht — und von drohenden kriegerischen Verwicklungen in der Presse beider Länder, namentlich aber Italiens, nicht verstummen wollte. Und vollends als nun zu Beginn des Jahres 1904 der Krieg zwischen Rußland und Japan ausbrach, da waren nicht wenig italienische Politiker überzeugt, daß nunmehr Österreich-Ungarn, angesichts des russischen Engagements im fernen Osten zu allererst zur Herstellung der Ordnung in Makedonien berufen, die Gelegenheit benutzen würde, die lange gehegten Pläne wegen Albaniens auszuführen — konnte man doch nicht ahnen, daß ausnahmsweise der Balkan ruhig bleiben, und Österreich-Ungarn den angeblich erwünschten Anlaß nicht finden würde. Die Erörterungen in den Kammern und in der Presse beider Länder nahmen in den Monaten Februar und März die schärfsten Formen an, die Kriegsgerüchte wollten nicht verschwinden, und schon veröffentlichte der abenteuerlichste der italienischen Politiker, Ricciotti Garibaldi, einen Aufruf an die Slawen der Balkanhalbinsel, worin er aufforderte, gemeinsam mit den Italienern der Unerfättlichkeit der Germanen, die jetzt durch Rußlands Behinderung freie Hand für ihre Expansionsgelüste hätten, entgegenzutreten: auf einem Kongresse zu Venedig wollte man sich gemeinsam über die Abwehr der pangermanischen Gefahr beraten. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß hier zuerst, wenn auch noch nicht klar, und dann in den folgenden Erörterungen der italienischen Presse des öftern und ganz deutlich als der eigentliche Feind Italiens nicht sowohl Österreich-Ungarn als vielmehr Deutschland, der angebliche Erbe des dem Untergange geweihten habsburgischen Kaiserstaats, bezeichnet wurde.

Die Situation war dahin gediehen, daß zum zweitenmal eine mündliche Aussprache der Staatsmänner beider Mächte nötig wurde. Im April 1904 kamen, ob nun mit oder ohne Hilfe eines mächtigen Vermittlers, Goluchowski und Tittoni in Abbazia zusammen und einigten sich wiederum wie im Jahre 1899

auf den Grundsatz der Aufrechterhaltung des status quo in Albanien; aber man ging doch, wie Tittonis spätere Kundgebungen erraten lassen, noch einen Schritt weiter und besprach auch den Fall, daß trotz allem die Aufrechterhaltung des status quo nicht möglich sein werde. Dann soll, so scheint man übereingekommen zu sein, der Grundsatz der Autonomie der Balkanvölker auch auf Albanien Anwendung finden. Ob damit wirklich ein gangbarer Ausweg aus dem Dilemma gefunden worden ist? Wer da glaubt, daß die albanesischen Stämme für die Selbstregierung reif seien, der möchte sich ebenso im Irrtum befinden wie der, der da meint, daß Italien ernsthaft und für alle Zukunft auf seine „geheiligten Ansprüche, Rechte und Interessen am andern Ufer der Adria“ verzichtet habe. Beruhigung hat denn auch die Besprechung von Abbazia zunächst nicht gebracht.

Vielmehr traten Ereignisse ein, die im entgegengesetzten Sinne wirken mußten: die überraschenden, alles bisher dagewesene übersteigenden Mehrforderungen für Heer und Marine in Österreich-Ungarn, die Neubefestigung längst aufgelaßener Festungen südlich von den Alpen in Italien. Mit der in Abbazia angeblich erreichten vollständigen Einigung standen diese Tatsachen im schroffsten Widerspruch, und wenn der österreichisch-ungarische Kriegsminister zum Beweise dafür, daß seine Forderungen nicht durch politische Gründe verursacht seien, auf die friedlichen Äußerungen Tittonis in der italienischen Kammer hinwies, so hat er damit gerade, vielleicht ganz naiv und ohne es zu wollen, für jeden Sehenden deutlich ausgesprochen, wer der Gegner ist, dem die Rüstungen des Donaustaats gelten. Glauben hat er denn auch nicht gefunden, und der Kampf der öffentlichen Meinungen beider Länder ging weiter; er blieb nicht mehr auf die Presse Österreich-Ungarns und Italiens beschränkt, sondern rief auch die französische, englische und deutsche Publizistik in die Schranken. Das gegenseitige Mißtrauen war trotz Abbazia nur noch größer geworden.

Bei dieser Gestaltung der Dinge scheint man dann um die Wende der Monate September und Oktober die Vermittlung Deutschlands zur Ausgleichung des Gegensatzes angerufen zu haben, wenigstens hat das bedeutendste österreichische Blatt die Zusammenkunft des italienischen Ministerpräsidenten mit dem deutschen Reichskanzler und die sich anschließenden Minister- und Gesandtenreisen und -empfangen mit den Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien in Zusammenhang gebracht. Näheres ist darüber nicht bekannt geworden.

Verschiedne Umstände, vor allem wohl die ganz unerwartet lange Ruhe auf dem Balkan, dann die Vorgänge in Innsbruck, die die Gemüter wenigstens von der Erörterung der albanesischen Frage abgelenkt und den andern Punkt des Gegensatzes zwischen beiden Ländern wieder mehr in den Vordergrund gerückt haben, und andres mehr haben dazu beigetragen, daß äußerlich wenigstens und bis zu einem gewissen Grade der Streit um Albanien zum Schweigen gebracht worden ist. Auf wie lange, kann niemand wissen; denn wie schon betont worden ist, die Gestaltung der albanesischen Frage hängt durchaus ab von dem Lauf, den die Dinge auf dem Balkan nehmen werden. Daß kein Abschluß erreicht worden ist, daß man vielmehr mitten in der Entwicklung dieses

gefährlichen Gegensatzes innerhalb der europäischen Staatengruppe steht, dürfte die vorausgegangne Darstellung zur Genüge gezeigt haben.

In diesem Kampf um Albanien handelt es sich im letzten Grunde nicht um den Gewinn von Land und Leuten, sondern es steht die größere Frage zur Entscheidung: Soll die Adria frei sein, oder soll eine Macht in ihr die Vorherrschaft haben? Im Verlauf der publizistischen Erörterungen der letzten Jahre ist von österreichischer Seite dieser prinzipielle Kernpunkt der Streitfrage wiederholt mit voller Klarheit betont worden. Man bestrittet jede Absicht Österreich-Ungarns auf die albanesische Küste, stellt aber andererseits fest, daß auch wenn eine solche Absicht bestünde, und auch wenn sie durchgeführt würde, die Schädigung Italiens durchaus nicht mit der zu vergleichen sei, die ein italienisches Albanien für Österreich-Ungarn im Gefolge haben müsse. Denn Albanien im Besitz Österreich-Ungarns würde die Freiheit der Adria nicht berühren, Albanien im Besitz Italiens würde dieses zur Herrin beider Ufer, mit andern Worten der Adria selbst machen. Italien würde in die Lage gesetzt sein, die nur achtzig Kilometer breite Straße von Otranto zu einer zweiten Dardanellenstraße zu machen und Österreich-Ungarn jederzeit vom Mittelmeer auszuschließen, wie Rußland durch die Dardanellen von ihm ausgeschlossen ist.

So verständlich auch die Wünsche Italiens sein mögen, so einleuchtend und unbestreitbar ist doch andererseits die Berechtigung des österreichisch-ungarischen Standpunkts.

Wie aber, wenn die Geschichte Italiens selbst als Kronzeuge gegen das Italien von heute zugunsten Österreich-Ungarns aufgerufen werden könnte? Man erinnere sich nur, daß es schon einmal eine Adriafrage gegeben hat, und daß die Interessenten in dieser Adriafrage des Mittelalters Teile der heute rivalisierenden Mächte gewesen sind, nämlich die Republik Venedig und das Königreich Ungarn.

Es ist eine in aller Geschichte wiederkehrende Erscheinung, daß das Meer keine Schranken schafft, sondern daß es die ihm anwohnenden Völker reizt, über die herrenlose Fläche hinüberzugreifen auf die jenseitigen Gestade und sie, zumal wenn sie von einer, was Politik und Kultur anlangt, rückständigen Bevölkerung bewohnt sind, dem eignen Machtbereich anzugliedern: das bisher internationale Meer gewinnt so fast den Charakter eines nationalen Binnenmeers, einerlei, ob diese Besitzergreifung nun mehr Bedeutung für die Politik oder für die Kultur hat. Es dürfte auf unserm Planeten wohl kaum ein Meer zu finden sein, auf das dieses, man möchte fast sagen, Gesetz historischer Entwicklung nicht Anwendung fände; für manche Völker besteht in dieser Überbrückung der Meeresfläche der wichtigste Teil ihrer Geschichte. Im Mittelmeer haben von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag Griechen, Römer, Italiener, Franzosen nach den Küsten Westasiens und Nordafrikas hinübergegriffen, in dieser Expansion jedoch jeweilig unterbrochen durch die Zeiten, wo sich umgekehrt Perser, Araber, Türken von den asiatischen und den afrikanischen Küsten des Mittelmeers aus in Griechenland, in Italien, in Frankreich und in Spanien festgesetzt oder sich festzusetzen versucht haben. Für die nordischen Meere zeigt die Geschichte der Beziehungen zwischen Frankreich und England, zwischen dem deutschen Norden

und Skandinavien dieselbe Erscheinung. Den Atlantischen Ozean überbrücken europäische Völker, sie besetzen seine westlichen Gestade und machen ihn in gewissem Sinne zu einem europäischen Binnenmeer, wenigstens so lange, bis selbständige Staatswesen aus den europäischen Siedlungen entstehen. Und schon sehen wir Ähnliches sich im Stillen Ozean vorbereiten; wir brauchen uns nur zu erinnern, daß der große amerikanische Freistaat seine wichtigste politische Aufgabe der nächsten Zukunft darin sieht, den Stillen Ozean unter amerikanische Herrschaft zu bringen. Je größer die Meere und je weiter die Entfernungen, um so schwächer waren diese Bestrebungen; erst allmählich verlor die Entfernung ihre trennende Kraft, und die größten Meere wurden Werkzeuge friedlicher oder feindlicher Berührung der Völker. Wir sind gewohnt, in den Erdteilen die maßgebenden Einheiten für die Betrachtung der Oberfläche unsers Planeten zu sehen. Diese Anschauungsweise sollte zum mindesten ergänzt werden durch eine andre, die sich bewußt ist, daß sehr häufig die Meere mit ihren Randländern eine viel augenfälligere Einheit bilden als diese Randländer mit ihren Hinterländern: um nur zwei Beispiele von vielen anzuführen, so waren die Nordsee und die Ostsee mit ihren südlichen und nördlichen Randländern im Mittelalter, zur Zeit der Hanse, ein viel zusammenhängenderes Gebiet von Beziehungen der Kultur und der Politik, als es etwa die der Nordsee und der Ostsee anliegenden deutschen Länder und Städte mit ihrem Hinterlande, mit Mittel- und Süddeutschland gebildet hätten, und so war und ist wohl noch heute die nördliche Hälfte des Atlantischen Ozeans mit ihren westlichen und östlichen Gestaden ein viel einheitlicheres Ganze, als es etwa jene westlichen Gestade mit ihrem Hinterlande, den weiten Flächen des nordamerikanischen Kontinents waren.

Von dieser Regel macht auch die Adria keine Ausnahme, sie am allerwenigsten. Von den Tagen an, wo die Griechen nach der westlichen Halbinsel hinübergesetzt sind und Unteritalien den Namen Großgriechenland gegeben haben, bis zu der Errichtung der türkischen Herrschaft auf der Balkanhalbinsel haben die Expansionsbestrebungen von Ost nach West und von West nach Ost über die Adria hinüber nicht aufgehört.

In den Jahrhunderten des Mittelalters war es der Westen, war es — von einem kurzen, bald vorübergehenden Expansionsversuch in umgekehrter Richtung, der um die Mitte des zwölften Jahrhunderts erfolgte, abgesehen — Italien, das der Träger einer solchen die Adria überbrückenden Bewegung war. Aber nicht ein einheitliches Italien war es, sondern es waren zwei selbständige italienische Staaten: das normannische Königreich Neapel, das ganz Unteritalien umspannte und im Osten von der Adria bespült wurde, und die Republik Venedig. Und diese Tatsache hat die sonst so einfache Erscheinung zu einer sehr komplizierten gemacht.

Die Normannen Unteritaliens hatten mit den Überresten der vorausgegangnen Bewegung von Osten nach Westen aufgeräumt und die Griechen aus Italien vertrieben; und von dem Schwung einer kräftigen Offensive getragen hatten sie am Ufer der Adria nicht Halt gemacht, sondern nun nach der Balkanhalbinsel hinüberzugreifen begonnen. In vier kriegerischen Unternehmungen haben sie etwa in dem Jahrhundert von 1080 bis 1180 von der Bucht von Balona und von Durazzo aus — Gegenden, die auch heute wieder das nächste

Ziel der italienischen Adriawünsche sind — ihre Herrschaft auf der Balkanhalbinsel zu begründen versucht, allerdings ohne dauernden Erfolg; ihre Nachfolger im Königreich Neapel, die Hohenstaufen, die ersten Anjous und noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Alfons der Fünfte von Aragon, haben diese Politik als die natürlich gegebene fortgesetzt, doch auch sie waren dabei nicht mehr vom Glück begünstigt als ihre normannischen Vorgänger: es war eine Politik, die mit dazu beitrug, den europäischen Orient dauernd vom Occident zu trennen und die Osmanenherrschaft in Europa vorzubereiten.

Die andre italienische Macht, die während des Mittelalters begehrt nach der Ostküste der Adria ausschaute, war Venedig. Venedig war Handelsmacht geworden mit großen merkantilen Interessen im ganzen Mittelmeer, in Konstantinopel sowohl wie an der syrischen Küste und den großen Handelsplätzen Ägyptens. Für Venedig war es demnach eine Lebensfrage, daß der Ausgang von der Adria ins Mittelmeer jederzeit seinen Handels- und Kriegsschiffen offen stand. Gelang aber den normannischen Königen Neapels oder ihren Nachfolgern die Unterwerfung der östlichen Adriaküste, dann lag es jederzeit in ihrer Hand, als Herren beider Küsten diesen Ausgang zu sperren, zumal da sie seitdem auch die dem Ausgang vorgelagerten Ionischen Inseln mit Korfu gewonnen hatten. Die Adria wäre nicht ein freies, sondern ein normannisches Binnenmeer geworden. Der Republik Venedig war dadurch ihre Politik aufs klarste vorgezeichnet: jede Okkupation der östlichen Adriaküste, die von einem andern Staat als dem eignen ausging, mußte sie unter allen Umständen zu verhindern suchen. Dementsprechend hat sie gehandelt und — von einer noch unaufgeklärten Ausnahme im Jahre 1280 abgesehen — das griechische Reich, obwohl aus guten Gründen oft genug mit ihm im Zwist, gegen Normannen, Hohenstaufen, Anjous mit Erfolg unterstützt und auch noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, als Alfons der Fünfte von Aragon und Neapel nach langer Pause die Politik seiner Vorgänger auf dem Throne Neapels wieder aufzunehmen meinte, ihren Einspruch erhoben; die Republik war dabei in der glücklichen Lage, für die Unterstützung der Griechen, die doch ihr eigenstes Interesse so dringend gebot, obendrein noch als Lohn dieser Unterstützung die wertvollsten Handelskonzessionen zu erlangen. Einmal allerdings hat sich auch Venedig an der kriegerischen Expansion des Westens nach dem europäischen Orient beteiligt, und sogar in führender Stellung; das war im vierten Kreuzzuge im Jahre 1204, der zur Eroberung Konstantinopels und zur Errichtung des lateinischen Kaiserreichs geführt hat. Aber gerade diese Ausnahme bestätigt die Richtigkeit unsrer Darstellung der venezianischen Politik. Denn dieser vierte Kreuzzug war die einzige abendländische Unternehmung gegen das griechische Reich, von dem das Königreich Neapel ausgeschlossen war; König von Neapel war damals der Knabe Friedrich der Zweite von Hohenstaufen, und sein Vormund war Papst Innozenz der Dritte, der den Zug gegen Konstantinopel mit seiner ausgesprochenen Mißbilligung begleitete. So hatte Venedig in diesem Falle keine Gefahr für die Freiheit der Adria zu befürchten, und es konnte nun einmal, ohne durch schwerwiegende eigne Interessen daran gehindert zu sein, seine Abrechnung mit den Griechen vornehmen.

Und gerade so wie einer italienischen Expansion nach dem Osten mußte Venedig, aus demselben Grunde, einer griechischen Expansion nach dem Westen entgegentreten. Als um die Mitte des zwölften Jahrhunderts eine solche vorübergehend zu befürchten stand, als der griechische Kaiser Manuel der Erste die Politik Justinians gegenüber Italien zu wiederholen versuchte, da machte Venedig sofort eine Schwenkung, verließ die traditionellen Bundesgenossen, die Griechen, und trat in Freundschaft und Bündnis mit den bisherigen Gegnern, den Normannen Unteritaliens. Das Gelingen der griechischen Absicht auf Italien hätte für Venedig dieselbe Gefahr der Einsperrung in der Adria bedeutet wie das Gelingen der normannischen Absicht auf die Balkanhalbinsel. Die Ursache der Abschwengung Venedigs zu den Normannen in diesem Falle war also dieselbe, die vorher und nachher die Republik zu den Gegnern der Normannen gemacht hat.

Beide Ufer der Adria, das heißt die Adria selbst, dürfen nicht einem Herrn gehören: das war der oberste Grundsatz der venezianischen Adriapolitik. Oder — und das ist die Ergänzung dieses Grundsatzes — dieser eine Herr beider Ufer, das heißt der Adria, darf nur Venedig selber sein; es war zugleich das beste Mittel, Bestrebungen, die von anderer Seite kamen, unschädlich zu machen.

Schon früh hatte Venedig Einfluß auf die romanische Küstenbevölkerung Dalmatiens gewonnen, zu einer Zeit schon, als beide noch im Verband des oströmischen Kaiserreichs standen; um das Jahr 1000 hatte dann der Doge Peter der Zweite Orseolo eine Art Oberhoheit über die dalmatinischen Städte und Inseln etabliert und dem Titel des Dogen den eines Herzogs von Dalmatien hinzugefügt. Aber von einer wirklichen Herrschaft konnte noch keine Rede sein, zumal da die Politik Orseolos zunächst keine Fortsetzung fand. Das wurde anders, als zum erstenmal jene normannische Gefahr auftrat, die wir gezeichnet haben, im Jahre 1076, wo sich normannische Scharen in Dalmatien festzusetzen suchten. Um das zu verhindern, griff Venedig auf die Politik Orseolos zurück und errichtete seine Herrschaft an der dalmatinischen Küste. Dabei geriet es aber in dauernden Gegensatz zu den Völkern im Hinterlande Dalmatiens, zuerst zu den Kroaten und dann zu deren Bezwingern, den Magyaren. Diese hatten ein berechtigtes Interesse, sich den Zugang zum Meere offen zu halten. Wechselvolle Kämpfe waren die Folge, die schließlich im zwölften Jahrhundert zu einem Zustande der Teilung führten, und zwar in der Weise, daß Venedig die Stadt Zara und die ihr vorgelagerten Inseln, Ungarn den ganzen südlich davon liegenden Teil Dalmatiens besetzt hielten.

Es kam aber eine Zeit, wo sich die lokalen Unwetter, die Venedigs Stellung von zwei Seiten her, von Unteritalien und von Ungarn aus, fast ununterbrochen bedrohten, zu einer einzigen unheilswangern Wolke zusammenzuballen schienen. Das Haus Anjou von Neapel kam auch in den Besitz der Stephanskrone. Die beiden Anjoukönige, die von 1310 bis 1382 in Ungarn herrschten, waren die berechtigten Erben der Krone Neapels und haben auch nie daran gedacht, auf ihre Ansprüche auf Neapel zu verzichten. So war die große Gefahr nahe gerückt, daß Venedig die Früchte seiner ganzen bisherigen Adriapolitik verlieren,

und daß doch an beiden Küsten der Adria — wenn auch nicht in Albanien, wie die Normannen gewollt hatten — eine einzige Macht gebieten würde, die imstande wäre, Venedig in den Winkel seines Golfes einzuschließen. Venedig begriff sofort, was auf dem Spiele stand, und ähnlich wie im Jahre 1076 suchte es die Gefahr zu parieren, indem es in den zwanziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts von Zara aus seine Herrschaft auch über das südliche, das ungarische Dalmatien ausdehnte: fast alle Städte an der Küste Dalmatiens wurden gezwungen, sich unter den Schutz Venedigs zu begeben, wenn sie auch formell die Oberhoheit der Stephanskronen bestehn ließen. Die drohende Gefahr schien durch die energische Politik Venedigs beseitigt zu sein. Aber es schien nur so. Denn es ist nur zu begreiflich, daß sich ein kraftvoller Herrscher, wie es der zweite Anjou in Ungarn, Ludwig der Große (1340 bis 1382), war, nicht gutwillig den venezianischen Übergriffen fügte. Abgesehen von dem Zugang zum Meere bedeutete der Besitz Dalmatiens für ihn auch die Möglichkeit, seine Ansprüche auf Neapel erfolgreich durchzusetzen. Der nächste Weg von Ungarn nach Neapel ging über Dalmatien und durch die Adria. So kann es nicht wundernehmen, daß der alte Kampf zwischen Ungarn und Venedig um den Besitz Dalmatiens aufs neue ausbrach, und diesmal heftiger als jemals vorher. In vier schweren Kriegen wurde um die Entscheidung gerungen; das Ergebnis war eine völlige Niederlage Venedigs. Schon nach dem zweiten Kriege mußte es im Frieden von Zara 1358 ganz Dalmatien abtreten und den Titel eines Herzogs von Dalmatien aus der Titulatur seiner höchsten Staatsstelle streichen; und im Verlauf des vierten Krieges erlebte es wohl den unheilvollsten Tag seiner mittelalterlichen Geschichte, als es sich bereit erklärte, die Oberhoheit Ungarns über die Republik anzuerkennen und außer einer beträchtlichen Kriegsschädigung einen jährlichen Tribut zu entrichten. Nur der gewaltigsten, an die Zeit der deutschen Freiheitskriege gemahnenden Anspannung aller Kräfte des unglücklichen Staats und einer Reihe günstiger Umstände verdankte es schließlich die Behauptung seiner Selbständigkeit. Dalmatien freilich blieb verloren: der Friede von Zara wurde durch den Frieden von Turin im Jahre 1380 in der Hauptsache bestätigt. Venedig schien endgiltig vom Ostufer der Adria abgedrängt zu sein.

Da gaben Thronstreitigkeiten, die nach dem Aussterben der Anjous im Jahre 1382 das Magyarenreich zerrütteten, der Republik aufs neue die Gelegenheit, die schweren Verluste in den Kämpfen gegen Ludwig den Großen wieder wett zu machen. Die Könige von Neapel, zuerst Karl von Durazzo und dann sein Sohn Ladislaus, machten nach dem Tode Ludwigs des Großen nun ihrerseits die Ansprüche des Hauses Anjou auf das Erbe Ludwigs seinem Schwiegersohn und Nachfolger, Sigmund von Luxemburg, gegenüber geltend. Aber auf die Dauer mit wenig Glück. Als deshalb Ladislaus einsah, daß er sich in Dalmatien, wo er Fuß gefaßt hatte, gegen Sigmund nicht behaupten könne, war es für Venedig nicht allzu schwer, ihn zu einem Abkommen zu bewegen, wonach er Zara, das er tatsächlich im Besitz hatte, und seine Ansprüche auf das übrige Dalmatien im Jahre 1409 für 100 000 Dukaten an die Republik Venedig verkaufte.

Die Folge war natürlich der Konflikt zwischen Venedig und König Sigmund von Ungarn. Fast ein Vierteljahrhundert lang haben sich beide den Besitz Dalmatiens strittig gemacht. Alle Verhandlungen und Vermittlungsversuche, von wem sie auch immer ausgingen, blieben vergeblich: Sigmund hätte seine Stellung in Ungarn aufs Spiel gesetzt, wenn er ohne dringendste Not den Gewinn der schweren Kämpfe seines Vorgängers preisgegeben hätte. So mußten die Waffen entscheiden, und sie taten es diesmal, trotz allen anfänglichen Erfolgen der Ungarn, zugunsten Venedigs. Seit dem Jahre 1420 ist Venedig in dem faktischen Besitz Dalmatiens geblieben. Im dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts hat sich dann König Sigmund aus gewichtigen politischen Gründen mit Venedig ausgesöhnt, aber in die formelle Abtretung Dalmatiens hat er nie gewilligt: als römischer Kaiser schloß er Frieden und Bündnis mit der Republik, als König von Ungarn nur einen Waffenstillstand, der die dalmatinische Frage in suspenso ließ. Und dabei ist es geblieben. Venedig hat Dalmatien bis 1797, bis zu seinem eignen Untergang im Frieden von Campo Formio besessen, nicht auf Grund einer völkerrechtlichen Abmachung, sondern auf Grund seiner tatsächlichen Besitzergreifung und auf Grund des Kaufvertrags von 1409, der Ungarns Anerkennung niemals gefunden hat. Neben den Türken wurde im fünfzehnten Jahrhundert in Schriften und Liedern Venedig als der Erbfeind Ungarns bezeichnet.

Schon vor der Besetzung Dalmatiens waren auch die albanesischen Küstenstädte Venedig zugefallen: in dem letzten Jahrzehnt des vierzehnten und dem ersten des fünfzehnten Jahrhunderts hatten die Herren dieser Städte aus Furcht vor den Türken ihre Herrschaft einer nach dem andern gegen klingenden Lohn an die Republik abgetreten.

Venedig hatte so nach vierhundertjährigen Kämpfen endlich das Ziel erreicht, und wiederum fast vierhundert Jahre lang blieb der Markuslöwe das Symbol venezianischer Herrschaft an der Ostküste der Adria.

Aber welchen Preis hat Europa, hat Venedig selbst für diesen Gewinn zahlen müssen! Gerade im Zeitalter Sigmunds von Luxemburg ist der Gegensatz zwischen Venedig und Ungarn, bis dahin doch in der Hauptsache nur lokalen Charakters, von welthistorischer Bedeutung geworden. Denn der Streit um Dalmatien ist es gewesen, der ein energisches und systematisches Zusammenwirken beider Mächte gegen die damals erst in ihren Anfängen stehende türkische Herrschaft in Europa unmöglich gemacht hat. König Sigmund — und nicht er allein — hat der richtigen Erkenntnis gelebt, daß die beiden Staaten des Abendlandes, die von dem Fortschritt der türkischen Invasion am schwersten betroffen wurden, auch vor allen andern als Vorkämpfer Europas gegen das Osmanentum auftreten mußten. Er hat deshalb immer wieder verlangt, daß die Operation eines ungarischen, durch Kontingente anderer abendländischer Völker verstärkten Landheeres durch die Aufstellung einer starken venezianischen Flotte im Bosporus zur Verhinderung des Rückzugs der etwa geschlagenen türkischen Heere nach Asien oder des Zuzugs frischer Truppen aus Asien in planvoller Weise unterstützt werde. Venedig versagte sich dem heißen Bemühen des Ungarnkönigs, lag es doch auch scheinbar in seinem Interesse, Sigmund im Süden seines

Reichs gegen die Türken engagiert und gezwungen zu sehen, den Dingen in Dalmatien ihren Lauf zu lassen. Der Erfolg dieser Haltung Venedigs war dann allerdings, daß Ungarn, von der Türkei unaufhörlich in Atem gehalten, auf lange hinaus nicht die Zeit noch die Kraft hatte, seine alten Ansprüche auf Dalmatien zu verfechten, und es ist schließlich selbst zum größten Teil für mehr als hundert Jahre eine Beute der Türken geworden.

Und Venedig? Noch im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts sah es die zu Beginn des Jahrhunderts erst gewonnenen Küstenstädte Albaniens in den Händen der türkischen Eroberer, und wie sehr in der Folge die dauernde Etablierung der osmanischen Herrschaft im ganzen östlichen Mittelmeer, vor allem auch in Ägypten, das Fundament der venezianischen Macht und Größe hat untergraben helfen, ist zu bekannt, als daß es hier weiter ausgeführt zu werden brauchte. Venedig behielt zwar Dalmatien, aber für seinen Handel im Mittelmeer und sogar für seine Stellung in der Adria war es für lange Zeit von der Gnade der Türken abhängig.

Eine Adriafrage wie in den Jahrhunderten des Mittelalters hat so allerdings während der vier Jahrhunderte venezianischer Herrschaft in Dalmatien, wenn man von den Bedrohungen durch die Türken absieht, nicht bestanden.

Erst als sich die Offensivkraft der Osmanen an dem zähen Widerstande der habsburgischen Macht gebrochen hatte, als sich die österreichische Monarchie, zu der nun auch Ungarn gehörte, machtvoll im Osten erhob, da erwachten auch wieder die Gedanken an die vor langer Zeit verlorne Stellung an der Adria. Kaiser Karl der Sechste hat zuerst wieder die Bedeutung der Adria für den österreichischen Staat gewürdigt, indem er Triest, das seit 1382 ununterbrochen in österreichischem Besitze ist, in merkantiler und militärischer Hinsicht zu heben suchte; und gar bald erinnerte man sich auch wieder, daß Dalmatien einst zu Ungarn gehört hatte und nur durch „Usurpation,“ nicht durch rechtskräftigen Vertrag an Venedig gelangt sei, und unter Kaiser Joseph dem Zweiten ist es offen als das gute Recht des Kaisers bezeichnet worden, als Rechtsnachfolger der ungarischen Könige die „Revindikation“ Dalmatiens in Anspruch zu nehmen. Was Joseph der Zweite nicht erreichen sollte, gelang seinem zweiten Nachfolger Franz dem Zweiten: der Friede von Campo Formio (1797) überließ nicht nur Dalmatien, sondern auch Venedig selbst, das seine Selbständigkeit zu Grabe tragen sah, dem habsburgischen Kaiserstaate. Was schon einmal, zur Zeit der heißen Kämpfe mit Ludwig dem Großen von Ungarn, gedroht hatte, die Unterwerfung der stolzen Republik unter den Träger der verhassten Stephanskronen, das war jetzt Wirklichkeit geworden.

Noch einmal jedoch trat eine Wendung ein. Nach siebenzigjähriger Dauer fand die österreichische Herrschaft über Venedig ihr Ende, als endlich die Stunde der Einigung für das vielgeprüfte Italien geschlagen hatte. Dalmatien aber blieb Venedig und Italien dauernd verloren.

So verhängnisvoll auch die Folgen des Kampfes um Dalmatien für Europa und schließlich auch für Venedig selbst gewesen sind, man muß doch anerkennen, daß dieser Kampf berechtigt war, denn auf der Freiheit der Adria

oder, war diese anders nicht zu erreichen, auf der Herrschaft über sie beruhte im letzten Grunde Venedigs Stellung als europäische Großmacht und als erste Handelsmacht des Mittelalters. Und bisher hat noch jedes Volk und jede Gemeinschaft das gute Recht gehabt, auf welche Weise auch immer die Eigenschaften und Fähigkeiten, die ihm mitgegeben sind, zur vollen und reifen Auswirkung zu bringen. Darin liegt ihre Leistung für die Entwicklung der Menschheit.

Wenn nun neuerdings, wie oben gezeigt worden ist, Italien gewissermaßen als Rechtsnachfolger Venedigs und an dessen Traditionen anknüpfend die venezianische Politik wieder aufnimmt und begehrlische Blicke nach der Ostküste der Adria hinüberwirft, so ist doch das Maß innerer Berechtigung dazu um vieles geringer, als es für Venedig gewesen war. Venedig kämpfte für seine Existenz, als es verhinderte, daß es in der Adria eingeschlossen würde, und selbst deshalb Herr der Adria zu werden suchte; für das geeinte Italien ist eine solche Gefahr außer allem Betracht: es hat kein eroberndes Hinübergreifen von der Ost- zur Westküste der Adria und keine Absperrung in der Adria selbst zu befürchten, und auch wenn dieser unglaubliche Fall einträte, so stünde ihm immer noch nach zwei Seiten hin das Mittelmeer offen. Ganz anders liegt die Frage für Österreich-Ungarn. Die Lage des habsburgischen Kaiserstaats in dem Wettstreit der Gegenwart um die Adria entspricht durchaus der Venedigs in der mittelalterlichen Phase der Adriafrage: ganz wie Venedig muß er mit allen Mitteln zu verhindern suchen, daß beide Küsten, wenn auch die eine zunächst nur strichweise, in einer Hand vereinigt werden. Die albanesische Küste im Besitz Italiens würde Österreich-Ungarn der Gefahr aussetzen, deren Bekämpfung die ganze Adriapolitik Venedigs gewidmet war, der Gefahr, vom Mittelmeer ausgeschlossen zu werden, den einzigen Zugang zum Mittelmeere, den es hat, zu verlieren.

So ergibt sich die denkwürdige Tatsache, daß gerade die Geschichte eines italienischen Staats, des Staats, dessen Politik sich das moderne Italien scheinbar zum Vorbilde genommen hat, die Berechtigung des österreichisch-ungarischen Standpunkts erweisen muß. Nicht Italien, sondern Österreich-Ungarn hat den Grundgedanken der venezianischen Politik zu seinem eignen gemacht, zu seinem eignen machen müssen.

Und wenn Italien mit Eifersucht und Besorgnis der Ausdehnung Österreich-Ungarns auf der Balkanhalbinsel zuschaut, es dem umstrittenen Albanien immer näher rücken sieht, dann darf es eins nicht vergessen: nicht Italien oder ein italienischer Staat, sondern Ungarn und nach dessen Fall Österreich ist die Schutzmauer Europas gegen das Osmanentum gewesen. Es nimmt jetzt seinen Lohn dahin, indem es zu den bevorzugten Erben des „kranken Mannes“ gehört. Daß sich ein italienischer Staat, daß sich Venedig König Sigmund von Ungarn im Kampfe gegen die Türken versagte zu einer Zeit, wo es noch möglich war, sie aus Europa auszuschließen, das hat Ungarn — und dann Österreich — notgedrungen, mit vorübergehender Aufgebung seiner Stellung an der Adria, in jene östlichen Bahnen gelenkt.

Das Aufkommen der osmanischen Herrschaft auf der Balkanhalbinsel hat

im fünfzehnten Jahrhundert der Adriafrage des Mittelalters ein Ende gemacht, ihr Niedergang hat sie in unfern Tagen aufs neue, wenn auch in andern Formen, zum Leben erweckt.



## Das Wachstum der Großstädte

Von A. Mahlke



Die Bevölkerung des Deutschen Reichs ist in überaus starker Zunahme begriffen. In den letzten Jahren hat die Zahl der jährlichen Geburten die der Todesfälle fast um eine Million übertraffen. Eine Folge dieser Zunahme muß das weitere starke Anwachsen der Bevölkerungszahlen der Städte, und besonders der großen Städte sein. Da die Landwirtschaft nur einer begrenzten Anzahl von Menschen Beschäftigung und Unterhalt zu gewähren vermag, so wird sich der überzählige Teil der Landbevölkerung der Industrie und dem Handel zuwenden und zur Auffuchung von Arbeitsgelegenheit in die Städte übersiedeln müssen.

Der Zuzug erfolgt aber hauptsächlich nach den großen Städten. In dem Jahrzehnt von 1890 bis 1900 vermehrte sich die Bevölkerung des Deutschen Reichs um sieben Millionen. Hiervon entfiel mehr als ein Drittel, etwa zwei und eine halbe Million, auf die Städte mit mehr als 100000 Einwohnern. Im Jahre 1890 wohnte in diesen etwa der achte Teil der Gesamtbevölkerung, im Jahre 1900 dagegen schon ein Sechstel aller Reichsbürger. Und dieses Anwachsen der großstädtischen Bevölkerung ist eingetreten, obgleich die natürliche Vermehrung in den großen Städten weit geringer ist als auf dem Lande!

Die Verringerung der natürlichen Vermehrung ist eine der zahlreichen für den Gesamtstaat nachträglichen Erscheinungen, die gerade die Zunahme der großstädtischen Bevölkerung im Gefolge haben. Es betrug beispielsweise für Berlin die Zahl der auf je 1000 Einwohner im Jahre eintretenden Geburten für 1900 nur 30, dagegen für das gesamte Deutsche Reich 37. Die Zahl der Geburten belief sich im ersten Jahrzehnt nach der Reichsgründung auf 41, ist also seitdem um ein Zehntel zurückgegangen. Der Rückgang der Geburtenzahl erklärt sich ganz allein aus der stärkern Zunahme der städtischen Bevölkerung gegenüber der ländlichen, deren Anteil an der Gesamtbevölkerung in demselben Zeitraum von etwa zwei Dritteln auf weniger als die Hälfte gesunken ist.

Noch bedenklicher als die Verminderung der Geburtenzahl durch das Anwachsen der Großstädte ist die hierdurch bewirkte Beeinträchtigung der Kraft und Gesundheit des gesamten Volkstums. Dies zeigt sich vor allem bei der Aushebung zum Militärdienst. In der Provinz Brandenburg unter Ausschluß von Berlin sind unter den Gestellungspflichtigen nahezu doppelt so viele diensttaugliche Mannschaften als in der Stadt Berlin.

Wenn es nun schon nicht zu vermeiden ist, daß sich die städtische Bevölkerung auf Kosten der Landbevölkerung vermehrt, so wäre es immerhin zu